

„Nur eines ist notwendig“ (Lk 10, 42)

Von Josef Sudbrack SJ, München

Wer in den „Geist des Christentums“ eindringen möchte, ganz gleich ob er von außen kommt, aus der Welt derer, die noch auf die Antwort Gottes harten und hoffen, oder von innen, aus dem Kreis derer, die Gottes Wort schon vernommen haben und dennoch wissen, daß nur ein stets bereites Warten, ein immer neues Suchen und ständiges Fragen in den Geist und die Tiefe dieses Wortes eindringen läßt, — wer immer seinen suchenden Blick auf die Heilige Schrift und die Verkündigung der Kirche richtet, der sollte sich vor Augen halten, daß Christentum nichts anderes heißt als Jesus Christus, der Sohn Mariens (Mt 1, 16), daß das Herz des christlichen Glaubens keine Lehre und keine Tugend bedeutet, sondern einen Menschen, eine geschichtlich greifbare und menschlich ansprechbare Person. Das „Ich bin es“ (Joh 18, 5) ist die Mitte der neutestamentlichen Botschaft, nicht Satzung und Gebot, nicht einmal das Hauptgebot der Liebe, sondern nur das schlichte, selbstverständliche, keiner Worte, sondern nur des Hinweises auf sein Tun bedürfende Ja des Herrn auf die Täuferfrage: „Bist Du es, der kommen soll?“ (Mt 11, 2).

Beglückend einfach ist diese Antwort: „Ich bin es“, und doch ist sie aufwühlend und unser ganzes Sein beanspruchend. Den Juden damals mußte sie hart erscheinen (Joh 6, 60), vor ihren Konsequenzen schraken sie zurück (Mk 10, 22). Auch wir sind stets geneigt, vor ihr hinter den Schutzwall von Vorschrift und Gesetz, von Überlieferung und Gewohnheit zurückzuflüchten; immer wieder suchen wir menschliche Sicherungen in unseren Werken oder im Tun der Kirche. Aber „es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir das Heil erlangen können“ (Apg 4, 12), und es gibt keinen anderen Weg zu unserem Ziel als Christus (Joh 14, 6). Wie oft möchten wir die alle irdische Voraussicht und Berechenbarkeit sprengende Person des Herrn in gesicherte Wegweisungen und Pläne auflösen. Aber der Herr — und dafür danken wir Ihm — durchbricht alle unsere menschlichen Versuche, Ihn in unsere Vorstellungen einzuebnen und stellt uns immer wieder vor die allein entscheidende Frage: „Für wen haltet ihr den Menschensohn?“ (Mt 16, 13. 15). Da treffen uns die Schicksalschläge, die unser auf den Sand menschlicher Zuversicht gebautes Haus wie ein böiger Gewitterwind umstürmen: „Es stürzte ein und sein Zusammensturz war gewaltig“ (Mt 7, 27); da steht die Sünde in unserem Leben, die uns in die Vergeblichkeit und Verlorenheit hinabsinken läßt und uns die Petrusworte auf die Lippen zwingt: „Herr, hilf mir!“ (Mt 14, 30); da ist — gefährlicher noch als Unglück, als diese oder jene Sünde — die Ermüdung und der Überdruß des Alltags, die uns oft und oft die eigene, so niederdrückende Mittelmäßigkeit vor Augen führen, eine Mittelmäßigkeit, die für das große Gute keine Kraft besitzt und sich treiben läßt von dem Gerede der Leute und dem Welenschlag der Zeit.

Solche Erfahrungen der Unzulänglichkeit dieses Lebens wollen uns die Ohren öffnen für die großen Antithesen der Bergpredigt: „Ihr habt gehört... Ich dagegen sage euch...“ (Mt 5, 21 ff). Ja, wir haben gehört — und dachten, wir seien vielleicht schon gute Christen. Er aber sagt uns, daß auch in unserem Herzen die Macht der Sünde lauert, daß wir ihr erliegen würden, wenn nicht Er den Dämon in der Tiefe durch sein Wort zügelte. Wir haben gehört — und dachten, daß im Glauben unser Leben auf sicherer, behüteter Bahn voranschreiten werde. Er aber sagt uns, daß nur sein Arm, der Arm des Guten Hirten, unseren Ausbruch aus der Herde seiner Schafe verhindert. Wir haben gehört — und dachten, daß unser treues Christenleben: die Befolgung der Gebote, das Hören auf die Weisungen der Kirche, der häufige Empfang der Sakramente ein sicherer Paß für den Himmel seien. Er aber weist uns auf das Beispiel der Pharisäer hin, die in den Überlieferungen der Alten, in frommen Übungen und guten Werken ein Unterpfand der göttlichen Huld zu besitzen glaubten und denen sein Wort galt: „Treffend hat Isaias von euch geweissagt: Dieses Volk ehrt mich nur mit den Lippen, ihr Herz aber ist weit entfernt von mir“ (Mt 15, 8). Wem gilt die Warnung nicht? Darum danken wir dem Herrn für die heilige Unruhe unseres stets suchenden Herzens, das in der einschläfernden Beruhigung des Alltags die Notwendigkeit des ständigen Aufbruchs erspürt; von hier erwuchs der paulinische Ruf: „Ich nehme in meinen Gliedern ein anderes Gesetz wahr, das dem Gesetz meiner Vernunft widerstreitet und mich gefangen nimmt unter das Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern wirkt. O, ich unglückseliger Mensch! Wer wird mich aus diesem Todesleib erlösen? Dank sei Gott! Es ist geschehen durch Jesus Christus unseren Herrn! (Röm 7, 23—24).

Immer dann, wenn wir vom Herrn in der Tiefe des Herzens überführt werden, daß wir vor Gott nicht auf unsere Leistung bauen können, daß faßbare Einrichtungen und Dinge, und wären es die heiligsten, als solche noch nicht unser Heil verbürgen, stehen wir erschrocken vor Ihm und trifft uns seine Frage: „Wollt auch ihr gehen?“, und erst aus solcher Erfahrung heraus können wir bewußt und ehrlich, wie nie zuvor, mit Petrus bekennen: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; wir glauben fest und wissen, daß Du der Heilige Gottes bist“ (Jo 6, 67—69). Hier wird es uns zur inneren Gewißheit, daß alles, was die Kirche uns lehrt und zur Hand gibt: die Predigt, die Ermunterung, ihre Ordnung und ihre Gesetze, ihre Segnungen, ihre Ablässe und ihre Heiligen, selbst die Sakramente und die Worte der Schrift, die uns die Gegenwart des Herrn verbürgen, nur Wege sind, auf denen wir wandern, nur Lichtungen, durch die wir hinblicken auf Ihn, den Einen, den Paulus bekennend verkündigt: „Ich gehöre zu Christus! Ist denn Christus geteilt?“ (1 Kor 1, 13). Alles, was wir auf dem Weg unseres Heils auf menschliche Weise ergreifen und begreifen können, ist gut und richtig, und dennoch ist alles immer nur Hinführung zu ihm oder Geschenk von Ihm, dem Gott „einen Namen verliehen, der über jeden anderen Namen ist“ (Phil 2, 9). Alles, was nicht Er selbst ist, ist nur Zeichen, oftmals nur ein schwaches und zerbrochenes Zeichen für Ihn, dem Gott „alles zu Füßen gelegt

hat“ (Eph 1, 22). Selbst die Gnade, in der er uns zu sich erhab, in der wir „Kinder Gottes heißen und es auch sind“ (1 Jo 3, 1), „in der wir rufen: Abba, Vater“ (Röm 8, 15) und aus der heraus das Wort Gottes in uns zu fruchtbarem Tun erwächst (Jak 1, 25), ist nichts anderes als die Tiefe unserer Existenz, die durch die Kraft des Geistes ausgerichtet ist auf den Sohn, „den Gott zum Erben von allem bestellt, durch den er die Weltzeiten geschaffen hat“ (Hebr 1, 2).

Diese Begegnung mit dem Herrn, die entweder am Haß der Ablehnung zerbricht — „da hoben sie Steine auf . . .“ (Jo 8, 58) — oder in die Treue der Nachfolge einmündet — „da ließen sie ihre Netze liegen . . .“ (Mt 4, 20) —, ist das Grundthema der Schriften des Neuen Testaments: sie ist der Inhalt der Botschaft des Engels — „denn Er ist es, der sein Volk von seinen Sünden retten wird“ (Mt 1, 21) — und der Predigt des Herrn selbst — „Kommt alle zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen“ (Mt 11, 28); sie ist der Sinn seines Wunderwirkens und seiner Mildtätigkeit und die Frucht seines Kreuzestodes, sie ist der Beginn des neuen Lebens in der Auferstehung — „da freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen“ (Joh 20, 20) — und im Hl. Geist; denn „er legt Zeugnis ab über Mich“ (Joh 15, 26); sie ist die geistige Freude, die die Christengemeinde der Apostelgeschichte zusammenführte zur „Einheit des Brotbrechens“ in der Mahlgegenwart des Herrn (Apg 2, 42) und ihren Führern den Mut gab, „nicht aufzuhören, täglich im Tempel und in den Häusern zu lehren und die Heilsbotschaft von Jesus dem Christus zu verkünden“ (Apg 5, 42). Dieser Begegnung mit dem Herrn gilt darum die Botschaft des Völkerapostels: „Wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn“, und die Ermunterung des Lieblingsjüngers: „Was von Anfang an war, was wir gehört, was wir mit unsren Augen gesehen haben, was wir beschaut und unsere Hände betastet haben, vom Wort des Lebens . . ., das verkünden wir euch“ (1 Joh 1, 1—3). Nach ihr ruft auch das letzte Gebet der Heiligen Schrift „Amen, komm Herr Jesus“ (Geh Offb 22, 20).

Wenn man in der christlichen Überlieferung über diesen „Geist des Christentums“ nachsann, fiel der Blick immer wieder auf die beiden Schwestern von Bethanien. Lukas, der Evangelist der warmen, fast möchte man sagen herzlichen Menschlichkeit des Herrn, berichtet von ihnen (10, 38—42). Martha, die eine der beiden, lässt sich „durch vielerlei Dienstleistungen der Bewirtung in Anspruch nehmen“. Maria aber sitzt zu Füßen Jesu und lauscht seinen Worten. Doch der Herr mahnt: „Martha, Martha, du machst dir Sorge und beunruhigst dich um vielerlei; aber nur eines ist notwendig. Maria hat den guten Teil erwählt, der soll ihr nicht genommen werden“. Vielleicht hatte schon der Evangelist im Sinn, mit dieser Geschichte vom Weilen Marias zu den Füßen des Herrn, den Blick seiner Christen auf das eine Notwendige, die Person Jesu Christi, zurückzuwenden. In der Kirchengeschichte aber wird dieses „eine Notwendige“ zum Kristallisierungskern des Strebens nach vollem, ganzem Christentum. Der Heroismus der Martyrer und der Aufbruch des Mönchtums, die Sehnsucht nach der Beschauung und der Drang zur Verkündigung des Evangeliums, alle Weisen der Nachfolge Christi erwachsen von

hier. Es gibt Perioden, von denen man kaum eine geistlich-theologische Schrift aufschlagen kann, ohne auf das „*Unum Necessarium*“, das „*Eine Notwendige*“ zu stoßen. So heißt es etwa in einem vielgelesenen Glossar des 12. Jahrhunderts: „Der beste Teil und das Eine Notwendige bestehen darin: Nur dem Herrn anhangen“. Wenn man dieses Dem-Herrn-Anhangen, das Ausschauhalten nach Christus auch jahrhundertelang in Lebensformen zu verwirklichen suchte, die weithin von der Vorstellung einer intellektuellen Schau und einer schweigenden Muße geprägt waren, und den „guten Teil“, den Maria erwählt hat, vorschnell auf die kontemplative Lebensform des Einsiedlers übertrug, so ging es doch all diesen Christen, den Laien, den Mönchen, nicht um eine platonisch verstandene Kontemplation, sondern um die personale Begegnung mit Christus und in Christus mit Gott. Aber vielleicht ist es gut, darauf hinzuweisen, wie selbstverständlich sich in allen Jahrhunderten bei den großen geistlichen Lehrern das absolute und ausschließliche Ergriffensein von dem „einen Notwendigen“, das Jesus Christus ist, mit dem Wissen um die „Notwendigkeit“ der Gebote, des Schriftwortes und der Sakramente, der Kirche und ihrer Hierarchie verband. Man wußte aus der Klarheit des Glaubens heraus, daß in all diesen faßbaren Gestalten sich der Geist Christi äußere, daß darum nach dem Willen Gottes in ihnen die Begegnung mit dem Herrn, dem „einen Notwendigen“, für den Gläubigen Ereignis werde.

So gilt auch uns heute die alte und immer wieder neue Botschaft von dem „einen Notwendigen“, von der Begegnung mit dem Herrn, „zu dem (wir) gehören, da auch (wir) zu Jesus Christus berufen worden sind“ (Röm 1, 6). Auch von uns ist gesagt, daß wir nicht ängstlich zurückblicken sollen, während „die Hand schon am Pflug“ liegt (Mt 9, 62), sondern nur nach vorn auf Ihn, der uns als „die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes unseres Retters erschienen ist“ (Tit 3, 4). Gewiß, die Schwierigkeiten unseres Lebens sind damit nicht aus dem Weg geräumt. Aber ebenso wie die Mahnung des Herrn an Martha, daß nur eines notwendig sei, einen ständigen Ansporn für die Theologen bedeutet, die Wirklichkeit des christlichen Lebens zu überdenken, ebenso sind auch unsere Schwierigkeiten, mögen sie von außen oder von innen kommen, mögen sie uns niederbeugen oder „nur“ durch einen grauen Alltag führen, ein niemals verklingender Mahnruf, wegzublicken von unserer eigenen Schwachheit, wegzublicken auch von allem, was profane oder heilige Hand uns als Stütze oder Wegweiser mit auf den Lebenspfad gibt, wegzublicken von allem, was nicht Jesus Christus ist — Paulus achtet es gegenüber dem Herrn als Kehricht (Phil 5, 8) —, und unser Leben auf Ihn auszurichten, der von sich gesagt hat: „Wer mich sieht, sieht den Vater“ (Joh 14, 9). Es gibt nur Einen Notwendigen, Jesus Christus; wir sollten darum sein „wie Menschen, die ihren Herrn erwarten, wenn er heimkehrt“ (Lk 12, 36.)